

... wie aber führt man Frieden?

Menschen,
die 
die Welt
verändern

Daniel Barenboim

Dietrich Bonhoeffer

Der Dalai Lama

Sumaya Farhat-Naser

Papst Franziskus

Mahatma Gandhi

Martin Luther King

Wangari Maathai

Nelson Mandela

Rigoberta Menchú Tum

Denis Mukwege

Nadia Murad

Vanessa Nakate

Maria Ressa

Óscar Romero

Sophie und Hans Scholl

Bertha von Suttner

Malala Yousafzai



TYROLIA

Anna Melach

Lieber Leser, liebe Leserin, es ist uns sehr wichtig, in diesem Buch die männliche und die weibliche Form zu benutzen. An manchen Stellen haben wir allerdings aus Gründen der Lesbarkeit davon abgesehen.



Nachhaltige Produktion ist uns ein Anliegen; wir möchten die Belastung unserer Mitwelt so gering wie möglich halten. Über unsere Druckereien garantieren wir ein hohes Maß an Umweltverträglichkeit: Wir lassen ausschließlich auf FSC®-Papieren aus verantwortungsvollen Quellen drucken und verwenden Farben auf Pflanzenölbasis. Wir produzieren in Österreich und im nahen europäischen Ausland, auf Produktionen in Fernost verzichten wir ganz.

Mitglied der Verlagsgruppe „engagement“

© 2025 Verlagsanstalt Tyrolia, Exlgasse 20, A-6020 Innsbruck

2., erweiterte und aktualisierte Auflage

Umschlaggestaltung: Team Stadthaus, Innsbruck

Layout und digitale Gestaltung: Tyrolia-Verlag, Innsbruck

Druck und Bindung: Florjančič, Maribor

ISBN 978-3-7022-4213-8

E-Mail: buchverlag@tyrolia.at

Internet: www.tyrolia-verlag.at

*„Das Einzige, was die Gewalt besiegen kann,
ist die Liebe. Und noch mehr Liebe.“*

Dr. Denis Mukwege

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
Daniel Barenboim	12
<i>Brücken bauen mit Musik</i>	
Dietrich Bonhoeffer	24
<i>„Dem Rad in die Speichen fallen“</i>	
Der Dalai Lama	39
<i>Botschafter der Weisheit und des Mitgefühls</i>	
Sumaya Farhat-Naser	52
<i>Die Kunst des Friedensschließens</i>	
Papst Franziskus	68
<i>Handwerker der Hoffnung</i>	
Mahatma Gandhi	78
<i>Gewaltlosigkeit wird die Welt verändern</i>	
Martin Luther King	93
<i>Bürgerrechtler, Träumer, Friedenskämpfer</i>	
Wangari Maathai	105
<i>Bäume für das Land und die Menschen</i>	
Nelson Mandela	117
<i>Kämpfer für Freiheit und Gleichberechtigung</i>	

Rigoberta Menchú Tum	131
<i>Enkelin der Maya</i>	
Denis Mukwege	145
<i>Arzt und Heiler – für Körper und Seele</i>	
Nadia Murad	160
<i>„Ich bin eure Stimme“</i>	
Vanessa Nakate	173
<i>„Unser Haus steht schon in Flammen“</i>	
Maria Ressa	187
<i>Wie kämpft man gegen einen Diktator?</i>	
Óscar Romero	202
<i>Bischof der Armen, Mann des Dialogs</i>	
Sophie und Hans Scholl	211
<i>„Wir schweigen nicht!“</i>	
Bertha von Suttner	222
<i>Friedenshelden statt Kriegshelden!</i>	
Malala Yousafzai	233
<i>Bücher und Stifte können die Welt verändern</i>	
Anhang	248

*Für meine Kinder Felix und Rosi,
ihre Freunde und Freundinnen
und den kleinen Florin*

Vorwort

Mit diesem Buch möchte ich meine Kinder, ihre Freunde und Freundinnen und alle jungen Menschen unterstützen, die hellhörig gegen Unrecht sind und sich für eine „bessere Welt“ engagieren. Ich will ihnen Mut machen und ihren Mut bestärken.

Ich stelle hier einige Menschen vor, die sich erfolgreich gegen Unrecht gewehrt haben, die mit Mut und Hoffnung und auch mit großer Beharrlichkeit die „großen Probleme“ ihrer Zeit angegangen sind, und zwar – mit Ausnahme von Nelson Mandela – ausschließlich mit friedlichen, gewaltfreien Mitteln. Sie kommen aus verschiedenen Ländern dieser Erde, aus unterschiedlichen Kulturkreisen. Sie gehören verschiedenen Religionen an und alle schöpfen – jeder und jede auf seine oder ihre Weise – aus tiefem Glauben und Gottvertrauen.

„Vorbilder“ sollen keine Idole sein, die man nachahmt, sondern ermutigende Beispiele dafür, dass es möglich ist, als einzelner und einzelne oder als Gruppe schreckliche, oft scheinbar unveränderbare Verhältnisse zu verbessern oder zumindest einen Stein ins Rollen zu bringen, der dann wichtige Veränderungen bewirkt. Denn jeder und jede von uns kann etwas tun. Wenn wir die Hoffnung nicht aufgeben und den Glauben an Veränderungen stärken, nicht schweigend zusehen sondern, handeln, dann wird vieles möglich.

Das große, übergeordnete Thema dieses Buches ist Frieden. Frieden und Gewaltlosigkeit, Frieden mit Menschen anderer Völker und anderer Religionen, Friede als Freiheit von

Unterdrückung, sozialer Friede, Friede mit der Natur. Das umfasst so gut wie alle großen Probleme: ethnische, religiöse, politische und soziale Konflikte und den Teufelskreis von Armut und Unterdrückung ebenso wie Natur-, Ressourcen- und Klimaschutz. Wie sehr das alles miteinander verflochten ist und wie sehr die „Friedenskämpfer und Friedenskämpferinnen“ des 20. Jahrhundert heute noch aktuell sind – auch das soll dieses Buch zeigen. Einige leben und handeln auch heute noch.

Diese neue Ausgabe habe ich um „Friedenshelden“ und „Friedensheldinnen“ erweitert, die in den letzten Jahren gewirkt haben, einige wurden mit dem Nobelpreis für Frieden ausgezeichnet. Das Ausmaß an brutaler Gewalt und unvorstellbarem Leid, das sie mitansehen und ertragen mussten, hat mich beim Lesen und Schreiben der Texte zutiefst bewegt. Aber ich glaube, es ist sehr wichtig, dass junge Menschen heute, hier bei uns, davon wissen und darüber nachdenken – und hoffentlich Ideen dazu haben ...

Das Prinzip der Gewaltlosigkeit, die Methode, „den Feind zum Freund zu machen“, ist ungeheuer aktuell und wichtig, gerade heute, wo Bedrohungen, Terror und Gewalt auch in unserer Nähe fast alltäglich geworden sind. Wer Gewalt sät, wird Gewalt ernten, heißt es. Aber es gilt auch umgekehrt: Wer Frieden sät, wird Frieden ernten!

Ich möchte an dieser Stelle meinen Eltern und ihren Freunden danken, von denen viele als Widerstandskämpfer und Widerstandskämpferinnen in Konzentrationslagern überlebt oder die Zeit des Nationalsozialismus und den Krieg im Exil

verbracht hatten. Sie haben mich als Kind und Jugendliche in vielen wunderbaren Gesprächen gleichsam gefeit gegen jegliche rassistische und extremistische Propaganda. Und ich bin sehr froh, dass ich diese Hellhörigkeit meinen Kindern weitergeben konnte.

Einen besonderen Gedanken widme ich hier meinem Vater Kurt Mellach, der sieben Jahre als Widerstandskämpfer in Konzentrationslagern überlebt hat und an den Spätfolgen gestorben ist. Und ganz herzlichen Dank meiner Mutter und gleichzeitig Kollegin, Frau Friedl Hofbauer, meinem Mann Richard und meinen Kindern Rosi und Felix für ihre unermüdliche Hilfe an diesem Buch!



Daniel Barenboim

* 1942, Israel



Brücken bauen mit Musik

Musik und Politik

April 2009: Als die letzten Töne der Beethoven-Symphonie verklangen, klatschte das Publikum und Dirigent Daniel Barenboim verneigte sich und dankte für den Applaus. Die Oper von Kairo war bis auf den letzten Platz besetzt. Doch vielen Zuschauern und Zuschauerinnen ging es an diesem Tag nicht nur um Musik: Dass ein israelischer Künstler in Kairo auftrat, war für viele geradezu ein Skandal. Obwohl Ägypten vor 30 Jahren Frieden mit Israel geschlossen hat, boykottieren ägyptische Künstler den Staat Israel, sie wollen keine „Normalisierung“ der kulturellen Beziehungen, bevor nicht der politische Konflikt um Palästina gelöst ist.

Daniel Barenboim, der von der spanischen Botschaft nach Kairo eingeladen worden war, hatte das sehr wohl gewusst. Der heutige Abend wäre keine „Normalisierung“, erklärte

er dem Publikum, denn „das Zusammenspiel der Musik über die Grenzen hinweg ist absolut unnormal in dieser Region.“

Gerne, meinte Barenboim abschließend, würde er wieder nach Kairo kommen und auch sein Jugendorchester, den „West-östlichen Divan“ mitbringen, „ein großartiges Orchester“, fügte er hinzu. Und auch ein sehr ungewöhnliches: **In diesem Orchester spielen junge Musiker und Musikerinnen aus Israel und aus dem arabischen Raum gemeinsam Musik.** Ob sie wirklich einmal nach Kairo eingeladen werden?

Der junge Weltbürger

„Identität ist kein Singularwort“, sagte Daniel Barenboim, „man kann viele Identitäten haben, man muss sogar!“ Ein Beweis dafür ist seine eigene Lebensgeschichte:

Daniel Barenboim, geboren 1942 in Buenos Aires, wuchs in Südamerika auf, seine beiden Großeltern waren russische Juden, die sehr jung nach Argentinien ausgewandert waren. Mit zehn Jahren zog er mit seinen Eltern nach Israel, als Erwachsener lebt er die meiste Zeit in Europa. Er hat einen israelischen und einen argentinischen Pass, dazu die spanische und die palästinensische Ehrenstaatsbürgerschaft. Barenboim spricht fließend Englisch, Hebräisch, Deutsch, Französisch, Italienisch und Spanisch. „Ich fühle deutsch, wenn ich Beethoven dirigiere und italienisch, wenn ich Verdi dirigiere, ohne mir selbst untreu zu werden.“

Daniel ist mit der Musik groß geworden. Seine Eltern waren beide Klavierlehrer. „Ich wuchs in dem Glauben auf, dass

alle Menschen Klavier spielen.“ Mit fünf Jahren begann er dieses Instrument zu lernen. Sein Vater war besessen von der Idee, dass man alles auf natürliche Weise lernen muss und so lernte Daniel Klavierspielen so selbstverständlich wie Laufen, nie übte er mechanisch Tonleitern und Fingeretüden, er spielte immer nur Musikstücke. Schwierige Stellen musste er zwar extra und langsam erarbeiten, jedoch immer gleich mit dem richtigen musikalischen Ausdruck.

Von Anfang an liebte der junge Daniel Auftritte in der Öffentlichkeit, mit sieben Jahren spielte er zum ersten Mal bei einem Kammermusikabend der Familie Rosenthal in Buenos Aires verschiedene Klavierstücke vor, mit acht Jahren gab er sein erstes Klavierkonzert mit Orchester.

Als er zehn war, wanderte die Familie nach Israel aus. Zuerst hatte Daniel in der Schule große Probleme mit der neuen Sprache, Hebräisch, passte sich aber schnell an und fand leicht Freunde. Er war viel und gern im Freien. In den Straßen von Tel Aviv spielten sie Fußball – was heute unmöglich ist. Damals war Tel Aviv eine sehr kleine Stadt, und in ganz Israel herrschte Aufbaustimmung und viel Optimismus. Sie wollten „die Wüste zu einem blühenden Garten machen“.

Menschen in Israel waren vollauf damit beschäftigt, ihr Land und eine neue Gesellschaft aufzubauen, die aus Juden und Jüdinnen verschiedenster Herkunft bestand – aus Europa, aus dem arabischen Raum, aus Nord- oder Südamerika – also aus ganz verschiedenen Kulturkreisen.

Noch während seiner Schulzeit trat Daniel immer wieder mit Klavierkonzerten auf, nahm an internationalen Wettbewerben und Kursen teil und machte sich einen Namen als



Pianist. Im Sommer 1954 besuchte er in Salzburg einen Dirigentenkurs. Mit seinen zwölf Jahren war er mit Abstand der jüngste Teilnehmer. Viele der anderen waren schon junge Dirigenten, und nicht alle waren freundlich zu dem Kind, das damals nur dürftig Englisch und kaum Deutsch sprach. Zwei Jahre später lernte Daniel bei einem Kurs in Siena den um wenige Jahre älteren Dirigenten Zubin Mehta kennen, mit dem ihn seither eine innige Freundschaft verbindet.

Klavierspielen und Dirigieren

Sein erstes größeres Konzert als Dirigent hatte Daniel Barenboim 1967 in London, als er für einen erkrankten Dirigenten einsprang. Das Konzert wurde ein Erfolg und eröffnete ihm viele Möglichkeiten.

Klavierspielen oder Dirigieren? Daniel wollte sich beides offenhalten, wie auch die Möglichkeit, Klavierkonzerte zu spielen und gleichzeitig vom Flügel aus zu leiten.

Daniel Barenboim gibt Konzerte mit alter und moderner Musik, er begleitet Liedsänger, spielt Kammermusik und Klavierkonzerte, dirigiert Kammer- und Symphonieorchester und auch Opern. Diese Vielseitigkeit passt nicht in das Spartendenken vieler Leute. Barenboim selbst hatte niemals geplant, in so vielen Bereichen tätig sein. „Es ergab sich einfach“, meint er.

In den ersten Jahren trat er häufig als Gastdirigent auf, um viele Orchester kennenzulernen und Erfahrungen zu sammeln. Anfangs hatte er manchmal Probleme mit der Intonation, der Feinabstimmung eines Tones. „Dafür braucht man einfach Erfahrung“, meinte Daniel Barenboim, „und man darf auch keine Angst vor Fehlern haben.“

Einmal hörte er, dass bei den Bläsern etwas falsch klang und sagte dem Trompeter: „Der letzte Ton war zu tief.“ – „Nein“, antwortete dieser, „er war zu hoch.“ – „Ja, Sie haben recht“, sagte Daniel zu dem Musiker. – „So schult man die Ohren und lernt es allmählich. Man darf bloß keine Angst haben, etwas Falsches zu sagen. Sonst wird man es nie lernen.“

Seine erste Frau Jacqueline du Pré lernte er bei einem Kammermusikabend kennen, die beiden fühlten sich sofort

persönlich und musikalisch zueinander hingezogen und bald darauf hielten sie Hochzeit. Nach Jaquelines Tod heiratete Barenboim ein zweites Mal. Er hat zwei Söhne.

1991 wurde Daniel Barenboim Chefdirigent des Chicago Symphony Orchestra, eine Stelle, die ihn sehr froh machte, denn er hatte schon zehn Jahre zuvor als Gastdirigent eine sehr gute Beziehung zu diesem Orchester gehabt.

Ein Orchester ist wie ein Organismus, erklärt er. Als Chefdirigent muss man bereit sein, die eigenen (musikalischen) Gedanken und Sorgen mit dem Orchester zu teilen, und man muss jeden Tag gleichsam von vorne anfangen. „Denn Routine“, meint er, „ist der Erzfeind des Musizierens.“ Es ist natürlich leichter, auf „Nummer Sicher“ zu gehen. Das bedeutet zum Beispiel für einen Blechbläser oder eine Blechbläserin, nicht zu leise zu spielen, damit es nicht „gickst“. Doch kann gerade ein besonders leiser Ton in einem bestimmten Zusammenhang ungeahnte Intensität erzeugen. „Beim Musizieren geht es auch um Mut.“

Musik bedeutet viel mehr ...

Anfang der 1990er Jahre wurde Barenboim auch künstlerischer Leiter der Berliner Staatsoper. Unmittelbar nach dem Fall der Berliner Mauer spielten die Berliner Philharmoniker spontan für Menschen aus Ostdeutschland. „Das Konzert am 12. November 1989, das ich dirigieren durfte, war Ausdruck der Freude der Musiker, weil sie für ihre Landsleute aus Ostdeutschland spielen konnten, und des Publikums, weil sie die Berliner Philharmoniker hören konnten. Es war aber auch ein Ausdruck des Bedürfnisses Musik zu machen



Daniel Barenboim dirigiert das West-Eastern Divan Orchestra.

und zu hören, das Menschen in Zeiten großer Emotionen einfach haben.“

Dieses Bedürfnis empfanden auch die Menschen in Israel während des Golfkrieges 1991, als unmittelbar die Gefahr eines Angriffs bestand. Daniel Barenboim, Zubin Mehta und der weltbekannte Geiger Isaak Stern waren damals alle drei nach Israel gefahren und gaben dort Konzerte. Einmal heulten mitten in einem Konzert in Jerusalem die Sirenen, das Orchester hörte auf zu spielen, die Zuschauer und Zuschauerinnen setzten Gasmasken auf, und dann kam Isaak Stern mit seiner Geige auf die Bühne und spielte Bach.

Sobald es sicherheitstechnisch möglich war, gaben die israelischen Philharmoniker damals zwei Konzerte am Tag, um zwölf Uhr Mittag und um drei Uhr nachmittags, denn am

Abend war es nicht sicher genug. Alle, die zuhörten und musizierten, hatten ein starkes Verlangen nach Musik. Um den Druck zu vergessen, um Hoffnung zu spüren, um einen möglichen Angriff in der nächsten Nacht zu vergessen.

Diese Erlebnisse in Jerusalem und Berlin haben Daniel Barenboim gezeigt, wie bedenklich die Behauptung vieler Politiker und Politikerinnen ist, Kultur könne man sich nur leisten, wenn die „wirklichen Probleme“ gelöst sind. Das ist wohl bloß eine beliebte Ausrede für Einsparungen im Kulturbudget.

Wie kann ein Miteinander möglich werden?

Als Israeli, der lange im Ausland gelebt hat, versucht Daniel Barenboim, die Situation Israels zu beleuchten.

In den von Israel 1967 im Sechstagekrieg besetzten Gebieten lebten seit jeher viele Araber und Araberinnen. „Das war auch für die Israelis ein ernstes Problem“, meint Daniel Barenboim, „denn die Juden, die in ihren alten Heimatländern immer eine Minderheit gewesen waren, mussten sich nun plötzlich mit dem Problem von Minderheiten im eigenen Land auseinandersetzen.“

„Ich habe keine Zauberformel“, betont Barenboim. Er ist aber überzeugt, dass ein Zusammenleben mit der palästinensischen Bevölkerung für das Überleben des Staates Israel unbedingt notwendig ist. Barenboim kritisiert beispielsweise, dass in israelischen Schulen als zweite Sprache durchwegs Englisch gelehrt wird, nicht Arabisch, die Sprache der unmittelbaren Nachbarn und Nachbarinnen.

Auf gastronomischem Gebiet hat es schon längst geklappt. Alle essen Hummus, Falafel und andere arabische

Köstlichkeiten, aber auch „Gefilte Fisch“ und weitere typisch jiddische Gerichte. Es sollte doch möglich sein, meint Barenboim, die gleiche Akzeptanz auch den übrigen kulturellen und politischen Werten entgegenzubringen!

Am 7. Juli 2001 dirigierte Daniel Barenboim in Jerusalem ein Gastkonzert der Berliner Staatskapelle. Auf dem Programm standen verschiedene Komponisten, und als zweite Zugabe schlug Barenboim dem Publikum das Vorspiel aus der Wagner-Oper „Tristan und Isolde“ vor. Wagners Musik in einem Konzert in Israel zu spielen war ein glatter Tabubruch, denn Richard Wagners Opern, deren Inhalt meist deutsche Heldensagen sind, waren von den Nazis missbraucht worden und sie rufen noch heute bei vielen Juden und Jüdinnen schreckliche Assoziationen wach.

„Ich verstehe“, meinte Barenboim, „dass einige Menschen diese Assoziationen nicht vergessen.“ Selbstverständlich will er niemanden zwingen, in einem Konzert Wagnermusik zu hören. Nach Barenboims Vorschlag entstand eine längere Diskussion mit dem Publikum, dann verließen etwa 20 bis 30 Leute den Saal, die übrigen spendeten am Ende begeistert Beifall. Doch am nächsten Tag gab es einen Skandal, allerdings von Leuten organisiert, die nicht im Konzert gewesen waren, was Barenboim traurig machte.

Es ist in Israel zwar verpönt, im Konzertsaal Wagnermusik zu spielen, aber seine CDs bekommt man überall zu kaufen und seine Opernvideos werden im israelischen Fernsehen gezeigt. Davon abgesehen fand Barenboim, es sei an der Zeit, die Entscheidung, diese Musik in Israel nicht mehr zu spielen, neu zu überdenken, natürlich ohne dabei die Be-

deutung des Holocaust oder das Leid der Überlebenden zu leugnen.

„Wir halten an Dingen fest, die nichts mit unserer derzeitigen Situation zu tun haben.“ Hier sieht Barenboim einen Schlüssel zu einer möglichen Lösung der Palästinenserfrage. Die Araber und Araberinnen, so meint er, haben ein anderes Bild von den Israelis, als diese von sich selbst haben. Wichtig wäre es, dass sie einander verstehen lernen. „Wir müssen lernen, innerhalb enger Grenzen miteinander auszukommen.“

Das Blutvergießen und die Geiselnahme im Oktober 2023 in Israel durch die palästinensische Organisation Hamas verurteilt der Dirigent: „Die barbarischen, terroristischen Akte der Hamas gegenüber Zivilisten, darunter Kinder und Babys, sind durch nichts zu rechtfertigen.“ Doch er betont auch: „Die Israelis werden dann Sicherheit haben, wenn die Palästinenser Hoffnung spüren können, also Gerechtigkeit.“ Er fordert „die Verpflichtung beider Seiten zu einem dauerhaften Frieden. Uns läuft die Zeit davon, und künftige Generationen werden uns nie verzeihen, wenn wir wieder versagen.“

Die Geburt des Orchesters des „West-östlichen Divan“

„Musik ist ein wunderbares Mittel, Menschen einander näher zu bringen.“ – Im Jahre 1999 organisierte Daniel Barenboim in Weimar einen Workshop für junge Musiker und Musikerinnen aus dem Nahen Osten. Jeweils eine Person aus Israel und eine aus dem arabischen Raum sollten ein Pult

teilen und gemeinsam dieselben Noten spielen, mit derselben Dynamik, derselben Bogenführung, demselben Vibrato. Das gelingt nur, wenn jeder und jede sich mit seinem Nachbarn bzw. seiner Nachbarin im Orchester abstimmt.

Für viele Teilnehmende war es die erste Gelegenheit, etwas Positives mit jemandem „von der anderen Seite“ zu unternehmen.

An dem Workshop nahmen 78 Musiker und Musikerinnen teil, davon 31 aus dem arabischen Raum, 32 Israelis, die übrigen waren Deutsche. Als Lehrer engagierte Barenboim Musiker mit höchstem Niveau, Mitglieder des Chicago Symphony Orchestra, der Berliner Staatskapelle, der Berliner Philharmoniker. Yoyo Ma, ein großer Cellist chinesischer Abstammung, brachte einen weiteren Kulturkreis und somit eine weitere Bereicherung ein.

Mitorganisator des ersten Workshops war Edward Said, ein Palästinenser, den Daniel einen „Renaissancemenschen“ nennt, einen, der in Literatur, Philosophie und Musik gleichermaßen zuhause ist und viele Parallelen und Verknüpfungspunkte auch zu Naturwissenschaften erklären kann.

Anfangs gab es bei dem Workshop unter den jungen Musizierenden etwas Zurückhaltung, doch bald herrschte eine offene, freundliche und von Neugierde erfüllte Atmosphäre. Abends gab es Vorträge zu verschiedensten Themen und freie Gesprächsrunden, die Barenboim und Edward Said moderierten, und teilweise mit Hilfe von Dolmetschern und Dolmetscherinnen „gelang es uns über die verschiedensten Themen zu diskutieren.“ Weitere Workshops fanden in den Jahren 2000 in Weimar und 2001 in Chicago statt.

„Bei dem Workshop in Weimar haben junge Musiker aus Israel und den arabischen Ländern gezeigt, dass eine zuvor für unmöglich erachtete Annäherung und Freundschaft durch Musik erzielt werden kann. Das bedeutet jedoch nicht, dass Musik die Probleme des Nahen Ostens lösen wird.“

Seit damals gibt es das West-Eastern Divan Orchestra, das nach einer Gedichtsammlung „West-östlicher Divan“ von Goethe benannt ist und aus etwa 90 jungen Musikern und Musikerinnen besteht. Sie spielen jeden Sommer öffentliche Konzerte in Europa, in Nord- und Südamerika, traten auch schon bei den Salzburger Festspielen auf. Im Jahr 2005 spielte das Orchester ein „historisches“ Konzert in der Stadt Ramallah im Westjordanland, um ein Zeichen der Versöhnung zu setzen. In Südkorea führte es 2011 ein Friedenskonzert an der Grenze zum kommunistischen und abgeschotteten Nordkorea auf.

Auch andere „musikalische Brücken“ baut Daniel Barenboim. Um sehr jungen Menschen Musik näherzubringen, gründete er einen Musikkindergarten in Berlin und initiierte verschiedene musikalische Früherziehungsprojekte im Nahen Osten. Neben „klassischer“ Musik beschäftigt er sich auch mit modernen Kompositionen, mit afroamerikanischer und brasilianischer Musik, argentinischem Tango und Jazz und teilt seine Erfahrungen in vielen Konzerten mit seinem Publikum.



Dietrich Bonhoeffer

* 1906 – † 1945, Deutschland



„Dem Rad in die Speichen fallen“

Die „verwilderten“ und lauten Jungen der Konfirmandengruppe aus dem Berliner Arbeiterviertel Prenzlauer Berg ignorierten Dietrich Bonhoeffer in seiner ersten Konfirmandenstunde – zunächst. Doch er erzählte den Jungen Bibeld Geschichten. Und sie hörten zu. Dietrich mietete ein einfaches Zimmer bei einem Bäcker. „Seine Jungen“ waren hier immer willkommen. Er lehrte sie auch Schach spielen und etwas Englisch, spielte mit ihnen Fußball, unternahm mit ihnen mehrtägige Ausflüge ... Langsam gewann er ihr Vertrauen.

Einen Platz in der Welt finden

Dietrich Bonhoeffer wurde 1906 geboren. Sein Vater war Universitätsprofessor für Psychiatrie. Mutter Paula unterrichtete

tete ihre acht Kinder in den ersten Schuljahren zuhause und erzählte ihnen viele Geschichten aus der Bibel. Im Hause Bonhoeffer waren immer viele Gäste, Freunde und Freundinnen und Verwandte. Sie hatten, wie Dietrich später schrieb, „einen Boden unter den Füßen, einen Platz in der Welt.“ Als Dietrich acht war, begann der Erste Weltkrieg. Die Menschen jubelten damals den Soldaten zu und der „Heldentod“ wurde in Liedern und auf Postkarten verherrlicht. Doch es gab auch erschreckende Gerüchte von Schützengräben und Giftgas.

Als ein Cousin in der Schlacht fiel, redeten Dietrich und seine Zwillingschwester Sabine lange über Tod und Ewigkeit. Dann, im August 1918, fiel der ältere Bruder Walter. Damit war Dietrichs scheinbar heile Welt endgültig zu Ende.

Dietrich beschloss, evangelische Theologie zu studieren. Für die großen Brüder war das engstirnig und rückwärtsgerichtet. Dietrich antwortete darauf: „Dann werde ich eben die Kirche reformieren!“ Anfang 1924 fuhr er mit seinem Bruder Klaus zu einem Studienaufenthalt nach Rom. Dietrich war begeistert von dem bunten, lauten Leben dort. Hier in Rom trafen für ihn Kirche, Glauben und Leben zusammen. Dann fuhr er nach Berlin zurück. Das Berlin der 1920er-Jahre war äußerst bewegt. Vieles, was früher klar und selbstverständlich war, wurde nun hinterfragt und diskutiert. Auch in der Theologie. Die „dialektischen Theologen“ wollten eine Kirche, die ganz unabhängig vom Staat war. Das war damals gar nicht selbstverständlich. Dietrich war von diesem Gedanken gefesselt. Seine Doktorarbeit schrieb er über die „Gemeinschaft der Heiligen“. Damit meinte er – auch – die

ersten Christen und Christinnen, die sich im 1. Jahrhundert gegen die alten Religionen gestellt hatten.

Dietrich war immer freundlich und überall beliebt, aber zugleich war er auch sehr verschlossen, hatte keinen nahen Freund, auch keine Freundin. Nach Abschluss der Doktorarbeit ging er als Vikar (das ist ein Pfarrer in Ausbildung) für ein Jahr nach Barcelona. Dort war „alles ganz anders“, die „Arbeit in der Kirchengemeinde“ war dort oft einfach fröhliche Geselligkeit bei einem Glas Wein. Doch die Menschen und ihre Geschichten interessierten ihn, überall. Dietrich war ein guter Zuhörer.

Im Februar 1929, wieder in Berlin, stürzte er sich in die Arbeit an seiner Habilitation, dem Abschluss, den man benötigt um Universitätsprofessor zu werden. Er war damals überaus ehrgeizig. Im Nachhinein fand er es „frivol“, also leichtfertig, dass er sich damals, als Adolf Hitler an die Macht kam und die Anhänger und Anhängerinnen des Nationalsozialismus laut wurden, überhaupt nicht politisch engagiert hatte. Doch „aufmüpfig“ war er schon: Er hielt enge Freundschaft mit dem Theologen Franz Hildebrandt, der als Halbjude im aufkeimenden Judenhass bald „unerwünscht“ war, und er besuchte demonstrativ die Messen eines Pfarrers, der als Pazifist und religiöser Sozialist angefeindet wurde.

Wie Dietrich im Schwarzen Ghetto in New York zur Bibel fand

Ab Juli 1930 lehrte Dietrich mit vierundzwanzig Jahren als jüngster Privatdozent für Theologie an der Berliner Universität. Doch als Pfarrer musste er fünfundzwanzig sein. So fuhr



er für ein Jahr mit einem Stipendium nach New York. Am „Union Theological Seminary“ herrschte eine für Dietrich ungewöhnliche Aufgeschlossenheit und Nähe: Die Tür des Professors für Sozialethik stand immer für alle Studenten offen und den Kaffee brühte der Professor selber auf.

Doch die strenge Rassentrennung zwischen Schwarzen und Weißen damals in den USA entsetzte Dietrich. Er schloss

demonstrativ Freundschaft mit einem schwarzen Mitstudenten aus Harlem, dem schwarzen Ghetto von New York, und besuchte mit diesem die Gottesdienste der schwarzen Gemeinde. Hier wurde „aus voller Brust“ gebetet und gesungen, es wurde laut geweint und gelacht ... Das schien Dietrich viel echter, viel inniger und auch feierlicher als die Messen, die er von daheim gewohnt war.

Später schrieb er: „Ich hatte schon oft gepredigt, aber ich war noch kein Christ geworden, sondern ganz wild und ungebärdet mein eigener Herr ... Die Bibel hat mich davon ... befreit, besonders die Bergpredigt.“ Die Bergpredigt ist ein Text aus dem Matthäusevangelium in der Bibel. Jesus verlangt unbedingte Nächstenliebe und Gewaltfreiheit bis hin zur Feindesliebe. Viele sehen in der Bergpredigt soziale Forderungen, die verwirklicht werden müssen.

In New York lernte Dietrich auch einen jungen Pfarrer aus Frankreich kennen; zunächst empfand er ihm gegenüber das ihm anerzogene Misstrauen gegen Franzosen, doch Jean Lasserre setzte sich als Pazifist für den Frieden ein und lehnte jeden Nationalismus ab – das heißt jede politische Theorie, die die eigene Nation über die anderen setzt. Er sagte: „Man kann nicht Christ und Nationalist zugleich sein!“ und weiter: „Christ zu sein bedeutet, die Gemeinschaft der Christen über alle Grenzen hinweg praktisch zu leben.“ Jean begründete seine Worte mit der Bergpredigt! Hier wird von Feindesliebe gesprochen, und von Friedensstiftung. Denn: **Für Christus einzutreten heißt auch, für Frieden und soziale Gerechtigkeit einzutreten!** Dietrich überzeugte das, und später, in Krieg und Not, hielt er diese Haltung kompromisslos durch.

Gemeinsam Kirche SEIN

Zurück in Berlin bekam Dietrich eine Assistentenstelle auf der Universität und ein Studentenpfarramt. Er übernahm die anfangs erwähnte Konfirmandengruppe, wo er das Vertrauen der Jungen gewann und sich bestens mit ihnen vertrug. Später sah Dietrich das als eine Art Vorstufe für ein „religionsloses Christentum“. Denn er wollte diese Jungen nicht „in die Kirche zurückbringen“, sondern mit ihnen gemeinsam Kirche SEIN. „Kirche“ war für ihn jetzt überall, wo Menschen miteinander solidarisch lebten.

Wirtschaftlich und politisch war es eine schlimme Zeit. In Deutschland gab es sechs Millionen Arbeitslose, gleichzeitig wurde Kaffee ins Meer geschüttet und Getreide verbrannt, um den Preis hochzuhalten. Und bei den Reichstagswahlen 1930 kam die „Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei“ (NSDAP) von zwölf auf hundertseven Sitze.

Dietrich Bonhoeffer gründete die „Charlottenburger Jugendstube“, wo alle jungen Menschen, auch Juden und Jüdinnen, Sozialisten und Sozialistinnen etc. gemeinsam lernen, reden und feiern konnten. Doch ein halbes Jahr später wurde sie auf Druck der Nazis geschlossen. Dietrich war nun Sozialist und Pazifist. Seine Karriere als Theologe war ihm nicht mehr wichtig. Und während die offiziellen Vertreter der evangelischen Kirche Deutschlands offen für Krieg waren, suchte Dietrich eine friedliche Lösung.

„Christen ist jeder Kriegsdienst ... verboten“, erklärte er. Denn wenn man das Schwert gegen einen Menschen richtete, würde man es auch gegen Christus richten. Für Dietrich gab es nun keine Trennung von Evangelium und Politik mehr.

19 Träume von Frieden und Gerechtigkeit

Sie stammen aus 17 Ländern, aus Afrika, Amerika, Asien, Europa, und sie sind von verschiedenen Religionen und Kulturen geprägt. Doch etwas Starkes verbindet sie: Auf ihre ganz persönliche Art und Weise setzen sie sich für eine friedlichere und bessere Welt ein.

Martin Luther King, der US-amerikanische Bürgerrechtskämpfer, die mutige Journalistin Maria Ressa von den Philippinen, Papst Franziskus aus Argentinien, der Frauenarzt Denis Mukwege aus dem Kongo, die deutsche Widerstandskämpferin Sophie Scholl, die junge Klimaaktivistin Vanessa Nakate aus Uganda und viele mehr – sie alle zeigen, dass der Weg zu einer besseren Welt mühsam ist, aber jede und jeder von uns ihn ein Stück mitgehen kann!

„Wieso ist es so einfach, Geld für Waffen auszugeben,
aber so schwierig, Bücher zu verschenken?“

Malala Yousafzai



ISBN 978-3-7022-4213-8



9 783702 242138

www.tyrolia-verlag.at